

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 4 (1961)
Heft: 2-3

Artikel: Der Vorgang des Schreibens und Lesens im Mittelalter
Autor: Zischka, Gert A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Toujours dans les sciences, les mathématiques, la mécanique, les sciences appliquées et enfin la médecine. Notons en passant un ouvrage de comptabilité édité à Vevey en 1786, *L'art de tenir les livres* de Jean Jacques Imhoof. Rattachées enfin aux sciences, les sciences occultes, très à la mode à l'époque et auxquelles nous savons que la famille Potocki s'est intéressée. Nous tenons à le mentionner, puisque des rapports quelque peu directs sont si difficiles à établir entre la bibliothèque et la famille à laquelle elle a appartenu. Nous le regrettons vivement et aurions aimé acquérir peu à peu, grâce aux livres, quelques lumières de plus sur les Potocki qui nous paraissent si lointains. Hélas, rien ne nous apprend quels ont été les goûts particuliers, les talents et les passe-temps de ces nobles Polonais et rien ne nous suggère qu'un ouvrage a été acquis par tel membre de la famille plutôt que par tel autre. Les ex-libris ne peuvent même pas être une indication, car seul François en possède et il a dû mettre les siens dans les volumes que ses parents déjà avaient acquis.

La bibliothèque n'en demeure pas moins unique en son genre. Où trouver ailleurs un ensemble de livres de cette époque aussi complet et aussi caractéristique? Il suffit de consulter un instant le catalogue pour réaliser combien sa littérature diffère de celle des bibliothèques habituelles. Jamais l'on n'a rencontré collection aussi dense de romans frivoles et satiriques, tant de dates révolutionnaires et tant de titres invraisemblables. Il semble presque que l'on a devant soi un catalogue de libraire de l'an 1830, catalogue de livres d'un genre facile puisque la bibliothèque représente le champ d'intérêt d'un homme ou d'une femme du monde qui lit non pas ce qui attire le savant mais ce que la mode dicte de lire. Nous avons là, comme si elle respirait encore, l'atmosphère intellectuelle qui entourait le dandy d'alors.

C. W.-B.

(Extraits d'un travail de diplôme présenté le 18 mai 1951 à l'Ecole de bibliothécaires à Genève; il contient aussi des études par Mireille Augsburgier et June Rossier.)

GERT A. ZISCHKA (SCHAFFHAUSEN)

DER VORGANG DES SCHREIBENS UND LESENS IM MITTELALTER

Pergament, der Schreibstoff des Mittelalters, und die Kielfeder als Schreibgerät haben eine eigene, nur vom Material her zu verstehende Schreibtechnik entwickelt.

«Scribere qui nescit, nullum putat esse laborem:

Tres digiti scribunt totum corpusque laborat¹.»

¹ Zit. nach W. Wattenbach: Das Schriftwesen im Mittelalter, ³1896, S. 284.

Die in diesem Zitat überlieferte und das ganze Mittelalter über verbreitete Schreibhaltung mit drei Schreibfingern und zwei Stützfingern hat schon mehrfach zu Deutungen Anlaß gegeben, ohne daß man je versucht hätte, mit Hilfe des Experimentes die Gründe für diese unbequeme und ermüdende Handhaltung zu ermitteln. Wenn man von Symboldeutungen aus der Dreiheit der Finger absehen will, beschränkte man sich meist auf die Feststellung der Tat-

sache, wie sie in zahlreichen Quellenbelegen und bildlichen Darstellungen von mittelalterlichen Autoren und Abschreibern übermittelt ist. Wie diesen «Schreiberbildern» weiterhin zu entnehmen ist, war beim Schreibvorgang auch die linke Hand wesentlich mitbeteiligt und führte, wie die rechte, ein Instrument. Es sieht nicht anders aus, als hätte man mit beiden Händen geschrieben. Die schriftlichen Quellen geben keine Deutung. Wattenbach konnte keine zwingenden Gründe für diese Erscheinung anführen; er ist der Ansicht, man hätte es aus Bequemlichkeit getan, um das Gerät stets zur Hand zu haben, während die Mo-



1 Initiale P: Offizin der Brüder da Gregoriis in Venedig. Verwendet z. B. in der Herodot-Ausgabe des Jahres 1494.

nographie von Hajdu² über das mittelalterliche Lesen und Schreiben sich mit dieser Frage überhaupt nicht befaßt.

Wer heute versucht, den Schreibvorgang mit Hilfe von Pergament und der alten Schreibwerkzeuge zu rekonstruieren, wird an Hand dieser Methode unschwer die

Gründe sowohl für die komplizierte und anstrengende Haltung der rechten Hand als auch für die Haltearbeit der linken Hand rekonstruieren können: Das Pergament durfte nicht mit den Fingern berührt werden, sollte es nicht seine Fähigkeit einbüßen, Tinte anzunehmen. Man begegnet in den Pergamenthandschriften allenthalben Stellen, wo das eingetreten ist. Während heute die Schreibehand mit der ganzen Kleinfingerkante auf die Schreibfläche aufgestützt wird, suchte man im Mittelalter mit der minimalen Unterstützung durch die Spitzen des 4. und 5. Fingers auszukommen, vielleicht sogar nur mit den Fingernägeln, die nicht fettig sind und die Aufnahmefähigkeit des Pergamentes nicht beeinträchtigen. Die linke Hand, die nicht so sehr das Pergament festzuhalten hatte – das Blatt wurde festgespannt –, sondern vielmehr als *Stütze* für den über das Blatt geneigten Schreiber diente und so für die genügende Sicherheit der federführenden Hand zu sorgen hatte, durfte gleichfalls nicht direkt auf die zu beschreibende Fläche gelegt werden, sondern man verwendete dazu ein Instrument, das mit seiner Spitze aufgesetzt wurde. Man hat mit Hilfe dieser Stütze sogar versucht, nach Möglichkeit mit der rechten Hand überhaupt nicht mit dem Pergament in Berührung zu kommen, sondern die Feder gänzlich frei zu führen. Dieses Instrument war oftmals ein Hölzchen (*ligniculum*, *praeductal*), wahrscheinlich dasselbe, das man verwendete, die Linien einzudrücken. Aus Bequemlichkeit verwendete man aber auch oft das Feder- oder Schreibmesser, welches man ja stets zur Hand haben mußte. Da dieses Schreibmesser vorne rundgeschmiedet war, war eine Beschädigung des Pergamentes nicht zu befürchten. Auf vielen Miniaturen und Holzschnitten ist diese charakteristische Schreibstellung, in der Linken das Messer, überliefert. An Hand eines der vielen überlieferten Bildbeispiele kommentiert Wattenbach³: «Dieses Messer ist das Federmesser,

² H. Hajdu: Lesen und Schreiben im Spätmittelalter, Pécs 1931.

³ a.a.O. S. 277.



2 *Initiale N mit hl. Hieronymus aus der Offizin Ottaviano Scoto, verwendet in der Postille des Nicolaus de Lyra vom Jahre 1489.*



3 *Aus Plinius, Epistolae, Venedig: J. Rubeus 1519.*

sowenig es uns auch dazu geeignet erscheint. » Er nimmt offenbar an, man hätte die Rundung zum Beschneiden des Federkiesels benutzt. Tatsächlich aber diente diese Rundung zum Schaben zwecks Entfernung von Fehlern, oder zum Schneiden des Pergamentes; zum Schneiden der Feder jedoch die Längsseite oder eine Kerbe zwischen Rundung und Längsseite. Diese Kerbe war auch zum Ausziehen der Nägel, die man zwecks Befestigung des Pergamentblattes eingeschlagen hatte, sehr dienlich. Auf Abbildung 4 ist die Form dieses Federmessers gut erkennbar. Man darf annehmen, daß man auch beim Lesen die Zeile mit einem Instrument oder dem Finger nachfuhr, wie aus den Ermahnungen mittelalterlicher Schreiber hervorgeht, beim Lesen die Schrift und das Gold zu schonen und nicht zu verwischen.

Sowohl das Lesen wie auch das Schreiben geschah im Altertum laut. Dafür hat Balogh⁴ zahlreiche Belege gesammelt. Dieses laute Schreiben und Lesen hat sich bis weit in das Mittelalter und sogar in die Neuzeit erhalten. Der Gründe dafür sind viele. Von Interesse mögen die Rudimente lauten Lesens sein, wie sie sich bis heute erhalten haben. So liest auch der Hochgebildete heute noch öfters langsam und laut, wenn er sehr kleine oder schwer entzifferbare Schriften vor sich hat. Vor einer ganz ähnlichen Situation stand man aber im Mittelalter. Der von zahllosen Abkürzungen durchsetzte Text war schwierig zu lesen und die tristen Beleuchtungsverhältnisse verschlimmerten noch die Umstände. Man mußte sich tatsächlich die Buchstaben zusammen-«lesen». Das rasche, fließende Lesen war etwas Seltenes und erregte Aufmerksamkeit. Oftmals war bei der Seltenheit und dem Wert der Bücher das Lesen ein Vorlesen vor einem aufnahmebereiten Zuhörerkreis. Von diesen äußeren Ursachen ganz abgesehen war noch die Tatsache im

⁴ J. Balogh: Voces Paginarum, Beiträge zur Geschichte des lauten Lesens und Schreibens, Philologus 82 (1926), S. 84 ff., S. 202 ff.

Bewußtsein, daß die Buchstaben gebannte Worte, Töne, waren, die man beim Lesen zum Leben zu erwecken hatte.

Es war auch das Lesen ein viel mühsamer und viel Aufwand erfordernder Vorgang. Die Bücher waren ungefüge und groß, sie mußten auf ein Leseputz abgelegt werden. Es lohnte sich nicht, wegen einiger freier Minuten mit dem Lesen zu beginnen, dazu mußte man schon Stunden freier und ungestörter Zeit vor sich sehen. Die Pulte waren als das Hauptarbeitsgerät des mittelalterlichen Gelehrten die Vorläufer des heutigen Schreibtisches. Den Ursprung des Leseputzes hat man im Schreibpult zu suchen, dessen Form seit dem frühen Mittelalter in den Evangelienhandschriften überliefert ist. Mit dem ausgehenden Mittelalter gehen die schweren Stehpulte, der kleiner werdenden Buchform folgend, in Setzpulte über, bis sie, erst nach Jahrhunderten, gänzlich verschwinden. Durch die Schrägstellung wollte man den spärlichen Lichteinfall verbessern. Zum Abschreiben verwendete man zweigeschossige Pulte, auf dessen obe-



⁴ Aus einer Ambrosius-Handschrift des 12. Jahrhunderts in der Staatlichen Bibliothek Bamberg (vergrößert).

rem Stockwerk das Vorbild, «Exemplar», stand. Wenn auf den Schreiberbildern der Autor in ein vor ihm auf dem Pult aufgeschlagenes Buch schreibt, ist das mehr symbolisch zu verstehen. Zum fertigen Buch gebunden wurden die einzelnen Blätter erst nach Abschluß der Schreibarbeit, die auf den einzelnen Bogen erfolgte.